

SWR2 Leben

## **Gesellschaftliche Aufsteiger – Leben zwischen den Welten**

Von Ingrid Strobl

Sendung: 17.12.20, 15.05 Uhr

Redaktion: Nadja Odeh

Regie: Andrea Leclerque

Produktion: SWR 2020

SWR2 Leben können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:  
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/SWR2-Tandem-Podcast,swr2-tandem-podcast-100.xml>

---

### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

### **Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)

### **Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...  
Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

**Erzählerin:**

Als ich mein Studium beendet hatte, sagte meine Mutter stolz zu meiner Großmutter: „Die Ingrid ist jetzt eine Frau Doktor!“ Worauf meine Großmutter wissen wollte, in was für einer Klinik ich nun arbeiten würde. – „In keiner“, erwiderte meiner Mutter, „sie hat ja nicht Medizin studiert“. Worauf meine Großmutter irritiert und grantig fragte: „Ja, für was hat sie dann überhaupt studiert?“

**01 O-Ton Marion Sollbach:**

Leben in zwei Welten bedeutet für mich, tagsüber: das Kostüm, das 1.000 Euro gekostet hat, die teure Uhr, und so was alles, um sozusagen nach außen die Führungskraft darzustellen. Und wenn ich nachhause komme, zieh ich die Statussymbole sofort aus und begeben mich in die Kleidung, in der ich mich am wohlsten fühle, und das ist halt Jeans und Pulli oder sogar der Jogginganzug auf dem Sofa.

**Sprecher:**

Marion Sollbach, Nachhaltigkeitsmanagerin.

**02 O-Ton Yilmaz Dziejior:**

Dann stand es an, auf welche Schule gehe ich, und da hat dann die Lehrerin geraten, ich soll auf die Realschule gehen, und von da aus bin ich dann aufs Gymnasium gegangen. Und da hab ich schon ne große Differenz dann auch gemerkt, Meine neuen Mitschülerinnen und Mitschüler kamen, das war für mich deutlich feststellbar, aus anderen Verhältnissen.

**Sprecher:**

Yilmaz Dziejior, Museumsdirektor.

**Erzählerin:**

Yilmaz Dziejior wollte aus eigenem Antrieb aufs Gymnasium gehen und hat das auch, ganz alleine, geschafft. Gemeinhin gelangt man, wenn man wie er von „da unten“ kommt, nicht von selbst auf den Weg zum sozialen Aufstieg. Jemand muss ihn einem zeigen. Ohne Hilfe und Ermutigung landet, auch heute noch, kaum ein Kind aus „armen Verhältnissen“ auf einer höheren Schule. Egal, wie intelligent es ist. Ich selbst war noch in den Sechzigerjahren das einzige Arbeiterkind auf dem Mädchengymnasium meiner Stadt.

Und lebte fortan in zwei Welten. Zuhause sprachen wir Dialekt, und die „guten Sachen“, die Kleidung, die ich für die Schule trug, musste ich sofort ausziehen, damit sie erstens nicht schmutzig wurden und zweitens länger hielten. Zwingen musste mich dazu niemand, denn die bequemen Sachen, die ich zuhause trug, waren mir ohnehin lieber. Außerdem wusste ich, was für ein Aufwand das Wäschewaschen für meine Mutter war. Sie musste das Wasser auf dem Herd heiß kochen, in die Blechbadewanne schütten, die sie zuvor aus dem Keller geholt hatte, darin die Sachen waschen und dann im Waschbecken mit kaltem Wasser ausspülen. Warmes Wasser hatten wir nicht.

Um das erzählen zu können habe ich lange gebraucht. Nicht, weil ich mich für meine Eltern schämte, oder für meine Großmütter, die beide geschieden waren und als Putzfrauen gearbeitet hatten. Sondern weil ich ahnte, dass mich das für die Menschen, mit denen ich beruflich wie privat zu tun habe, zu einer Art Exotin machen würde. Ich hätte ihnen nicht erklären können, dass die Armut, in der ich aufgewachsen bin, für mich nichts Schlimmes war. Dass ich ja alles hatte, was ich brauchte: Die Liebe meiner Eltern, Bücher aus der Stadtbücherei, eine beste Freundin, die nur ein paar Meter weiter wohnte, und Skier, die mein Vater mir selbst gebastelt hatte.

Das Gefühl, mich in zwei grundverschiedenen Welten zu bewegen entstand in mir, als ich von der Grundschule auf das Gymnasium wechselte. Und merkte: Ich bin anders angezogen als meine Mitschülerinnen, habe andere Pausenbrote, fahre im Sommer nicht mit meinen Eltern nach Italien oder Spanien. Irgendwann war ich auch in dieser neuen Welt zuhause. Besser gesagt: in ihren links-akademischen Auslegern. Als Studentin las ich begeistert Adorno und Walter Benjamin, die gesamte klassische Literatur, wurde zu einem Fan der Alten Musik, schrieb Seminararbeiten, die mir den Respekt meiner Professoren eintrugen. Verkehrte vorwiegend mit Intellektuellen, zu denen ich nun auch selbst gehörte. Wenn ich jedoch mit meinen Eltern telefonierte, sprach ich Dialekt. Mit mir selbst auch. Die paar schicken Klamotten, die ich besaß, hatte ich mir geklaut, weil ich sie mir nie hätte leisten können. Und im Sommer jobbte ich. Wenn das Geld trotzdem nicht reichte, was meistens der Fall war, jobbte ich auch während des Semesters. Und schrieb die Seminararbeiten nachts.

Dass ich mittlerweile entspannt über all das reden kann, liegt, zumindest vermute ich das, an meinem Alter. Meine Arbeit als Journalistin und Buchautorin liegt vor, ich muss mich als nicht mehr beweisen. Und dennoch... Auch in meinem ganz privaten Umfeld erzähle ich nur selten davon. Meine Freundinnen und Freunde kommen fast alle aus bürgerlichen Verhältnissen. Und ich vermute, dass ihnen die Art zu leben, mit der ich aufgewachsen bin, einfach zu fremd ist.

### **03 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

Ich bewege mich doch häufig auch in Kreisen, wo mit ´ner viel größeren Selbstverständlichkeit bestimmte Dinge vorausgesetzt werden, von denen ich mir aber bewusst bin, dass man die nicht voraussetzen kann. Also die Herkunft hat mich da auch gelehrt vielleicht eine bestimmte Sensibilität zu haben.

### **Erzählerin:**

Yilmaz Dziwieor ist Kunsthistoriker und Leiter des Museum Ludwig in Köln. Einerseits. Er ist aber auch das uneheliche Kind eines türkischen Studenten und einer als Hilfsschwester jobbenden Mutter mit polnischem Namen. Und er macht daraus keinen Hehl. Genauso wenig wie aus der Tatsache, dass er schwul ist. Sein Ruf ist – international - so gut, dass ihm kaum jemand übererheblich begegnet. Zumindest nicht direkt.

**04 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

Aber ich glaube, dass es schon ne Rolle spielt. Ich habe auch mit vielen sehr konservativen bürgerlichen Leuten zu tun. Die gestatten das vielleicht noch, all diese nicht in ne bestimmte Norm passenden Aspekte. Aber ich glaube grundsätzlich gibt es da auch schon Ressentiments bei bestimmten Leuten.

**Erzählerin:**

Wie genau diese Ressentiments aussehen und ob, und wenn ja wie sehr, sie ihn verletzen, darüber spricht Yilmaz Dziwieor nicht. Es würde ihn vermutlich angreifbar machen. Menschen, die nicht schon von Geburt an „oben“ waren, sondern sich selbst nach oben gearbeitet haben, sitzen erfahrungsgemäß nie so fest im Sattel wie diejenigen, die aus sogenanntem guten Hause stammen. Und damit auch über die entsprechenden Beziehungen verfügen. Gleichzeitig aber steht Yilmaz Dziwieor zu seiner Herkunft und sieht auch keinen Grund, sie zu verschweigen.

**05 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

In der ersten Klasse hab ich noch bei meiner Mutter gelebt, und da hatte ich sehr schlechte Noten und hatte auch Schwierigkeiten in der Schule, weil ich auch nicht regelmäßig zur Schule gegangen bin.

**Erzählerin:**

Als die Mutter einen Selbstmordversuch unternahm, kam Yilmaz Dziwieor zu ihrer Schwester, seiner Tante.

**06 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

Und dadurch, dass das Leben geregelter war bei meiner Tante, wurde ich auch besser in der Schule, weil ich einfach regelmäßig in die Schule ging, sie sich gekümmert hat, dass ich die Hausaufgaben mache und so weiter.

**Erzählerin:**

Mit dem Erfolg, dass er schließlich auf das Gymnasium wechseln durfte. Von nun an musste er sich aber in einer völlig fremden Welt zurechtfinden. In der er besser nicht erzählte, dass seine Tante als ungelernete Arbeiterin in einer Wäscherei beschäftigt war.

**07 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

Meine neuen Mitschülerinnen und Mitschüler waren Akademikerkinder teilweise und ich weiß noch, ich hatte einen Besuch von einer Freundin, die meinte, „oh du hast aber wenig Bücher!“ Das weiß ich bis heute noch.

**Erzählerin:**

So begann Yilmaz Dziwieor, mehr zu lesen. Und entdeckte schließlich seine wahre Leidenschaft: die Kunst. Er studierte Kunstgeschichte und avancierte als Leiter renommierter Museen zu einer angesehenen Größe in der Kunstwelt. Und dennoch gehört er nicht ganz dazu.

Das ist auch meine Erfahrung und die vieler anderer – vermutlich sogar aller - „Aufsteiger“. Man lebt in zwei Welten. Bikulturell sozusagen. Denn auch wenn man in die Welt der „Bessergestellten“ aufgenommen wird, hat man doch nie die Sicherheit, dass man in dieser Welt auch bleiben darf. Da ist immer wieder die Angst, dass man womöglich eine Regel nicht beachtet, einem Anspruch nicht genügt hat – weil man nämlich gar nicht wusste, dass es diese Regel, diesen Anspruch überhaupt gibt. Ich hatte das Glück, dass mein Vater Sozialdemokrat war, einer von der alten Schule. Er hat mir beigebracht, dass „die da oben“ um nichts, aber auch wirklich *gar* nichts, besser sind, als unsereins. Dass ich intelligent war, hatten mir meine Eltern von klein auf versichert. Klassische Musik liebte ich, seit meine Mutter und meine italienische Großmutter zusammen mit Enrico Caruso im Radio „la donna è mobile“ schmetterten. Und da meine noch größere Liebe den Rolling Stones, den Kinks und den Doors gehörte, war auch mein Englisch ziemlich gut. Und dennoch... Wenn ich mit meinen Mitschülerinnen auf dem Gymnasium über kulturelle Themen sprach, fühlte ich mich verunsichert. Obwohl ich für derlei Gespräche dankbar war, denn mit meinen Freundinnen aus dem Viertel konnte ich über all das nicht reden. Dafür fühlte ich mich mit ihnen sicherer. „Normaler“. ^

Gleichzeitig aber hatte ich immer Angst, sie könnten mich nicht mehr mögen, weil ich auf das Gymnasium ging und mich nun womöglich für etwas Besseres hielt. Meine beste Freundin blieb zwar meine beste Freundin. Aber ich gehörte nicht mehr zur Clique. Ich lebte weiterhin in zwei Welten. Aber nun in beiden als eine Art Alien. Auf dem Gymnasium, an der Universität, und dann auch im Beruf hatte ich nur selten mit Menschen zu tun, die in ähnlich armen Verhältnissen aufgewachsen waren. Dass ich in meiner Jugend Hippie war und gekifft hatte, das konnte ich überall erzählen. Aber ein Instinkt sagte mir, dass es niemanden etwas angeht, dass meine Mutter die Blechbadewanne nicht nur aus dem Keller holte, um die Wäsche zu kochen. Sondern auch um, hintereinander weg, mich, meine kleine Schwester und zuletzt sich selbst darin zu baden. Ich schwieg darüber nicht, weil ich dachte, ich müsste mich dafür schämen. Sondern weil ich ahnte, dass die Menschen, mit denen ich vorwiegend zu tun habe, das sehr viel schrecklicher finden würden, als ich selbst es damals erlebt habe.

### **09 O-Ton Marion Sollbach:**

Also es ist nie gesagt worden, du musst dich alleine durchsetzen, aber es war halt einfach Realität. Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern jemals sich um meine schulische Entwicklung gekümmert haben oder gefragt haben, hast du deine Hausaufgaben gemacht, oder so was. Das war immer Eigenantrieb.

### **Erzählerin:**

Marion Sollbach, von Beruf Nachhaltigkeitsmanagerin, kommt aus einer Aufsteigerfamilie. Der Großvater war ungelernter Arbeiter in einer chemischen Fabrik. Der Vater arbeitete als Installateur, machte dann an der Abendschule eine Zusatzausbildung zum technischen Zeichner, und wurde schließlich zum Personalratsvorsitzenden eines großen Betriebes gewählt. Und Marion Sollbach hatte von klein auf gelernt:

**10 O-Ton Marion Sollbach:**

Es nimmt einen niemand an die Hand und zeigt einem was es so gibt, sondern ich musste es mir immer selber erarbeiten. Und deswegen habe ich eben sehr früh angefangen, mein eigenes Geld zu verdienen. Also es fing schon an, dass ich irgendwie mit zwölf für eine Mark 70 bei der Stadtbibliothek jeden Montagnachmittag die zurückgegebenen Bücher wieder eingeräumt habe und hatte dann, für meine Verhältnisse, extrem viel Kohle mir selbst erarbeitet.

**Erzählerin:**

Nach dem Abitur begann sie ein Biologie-Studium. Gegen den; wie sie sich erinnert, „massiven Widerstand“ ihres Vaters:

**11 O-Ton Marion Sollbach:**

Der wollte, dass ich eine kaufmännische Ausbildung mache. Ich hab nebenher in ´ner Spedition gejobbt um mein Studium zu finanzieren, und die haben auch immer gesagt, hören Sie auf mit ihrem Studium, machen Sie die Ausbildung.

**Erzählerin:**

Stattdessen machte Marion Sollbach ihren Magister. Und zusätzlich noch eine Fortbildung zum Thema Umweltmanagement.

**12 O-Ton Marion Sollbach:**

Hab auf dieser Basis dann drei Jahre als Umweltbeauftragte von einem Krankenhaus gearbeitet und dort die Abfallbilanz erstellt, das Gefahrstoffkataster erstellt. Dafür gesorgt, dass die Radiologie eine Silberabscheideanlage kauft um eben bei der Entwicklung der Röntgenfilme das anfallende Silber aus dem Abwasser raus zu fischen und so was, ja, das war ganz spannend.

**Erzählerin:**

Im Laufe der Jahre wurde aus der Enkelin eines ungelerten Arbeiters eine erfolgreiche Managerin. Die sich jedoch bis heute nie so ganz mit dieser Rolle identifizieren kann:

**13 O-Ton Marion Sollbach:**

Emotional fühle ich mich mit Führungspersonen in Unternehmen weniger wohl als mit den normalen Mitarbeitern. Auch, weil dort eben bestimmte Statussymbole von Führungskräften erwartet werden. Die ich geboten habe, wie ne teure Uhr, teure Kleidung, ne teure Handtasche oder sowas. Aber ich finde es einfach affig, dass Menschen andere Menschen an solchen Statussymbolen mehr messen als an ihrer eigentlichen Leistung und an der Person. Aber wenn ich erfolgreich sein will, muss ich leider dieses Spiel mitspielen.

**Erzählerin:**

Und das ist nicht immer einfach für sie. Denn die Einordnung eines Menschen in eine bestimmte Schicht wird nicht nur anhand der Kleidung getroffen. Mindestens genauso wichtig ist auch die Sprache. Respektive: die Aussprache.

#### **14 O-Ton Marion Sollbach:**

Ich kam in die Holding eines DAX-30-Konzerns. Das war sozusagen für mich damals der Ort wo ich das am stärksten gelernt habe. Wo das auch bisher in meiner ganzen beruflichen Karriere am gravierendsten war. Ich spreche kein Kölsch, aber man hört natürlich den rheinischen Singsang, und das wurde dort na, irgendwie so ein bisschen asi angesehen. Deswegen habe ich am Anfang mich weniger getraut in öffentlichen Sitzungen etwas zu sagen Das wurde dann mit der Zeit einfacher, weil ich dann mehr englisch geredet habe und man da zwar den deutschen Akzent aber nicht unbedingt den kölschen Akzent gehört hat. Und irgendwann hab ich das dann für mich zum Markenzeichen erklärt und gesagt, ich bin Kölnerin das will ich ja auch gar nicht verhehlen, warum soll ich nicht auch entsprechenden Singsang reden.

#### **Erzählerin:**

Wenn Marion Sollbach von ihrem Werdegang erzählt, merkt man, dass sie stolz ist auf das, was sie aus sich gemacht hat. Aussprechen würde sie das so aber nicht. Denn da ist der double-bind mit dem sie und viele andere Aufsteiger leben: Man hat Abitur gemacht, oft auch ein Studium abgeschlossen, und ist schließlich beruflich die Erfolgsleiter hinaufgeklettert. Soll das aber gegenüber Menschen, die nun sozial unter einem stehen, nicht hervorheben oder besser gar nicht erst erwähnen - denn die könnten sich sonst herabgesetzt fühlen. Dieses „toll, was du geschafft hast, aber bilde dir *bloß* nichts darauf ein!“ kennen – und befolgen – vermutlich viele, die sozial aufgestiegen sind. Und finden das auch richtig so. Diese Unterstellung, man könnte nun auf die herabblicken, die nicht gesellschaftlich aufgestiegen, sind, ist vielleicht *ein* Grund dafür, dass viele Aufsteigerinnen und Aufsteiger sich beruflich, politisch oder privat für Menschen engagieren, die aus ähnlichen Verhältnissen kommen wie sie selbst. Aber nicht dieselben Chancen hatten. Yilmaz Dziwieor zum Beispiel lädt als Direktor des Kölner Ludwig Museums Schulkinder aus Arbeitervierteln ein, sich in seiner Welt der Kunst umzusehen.

#### **15 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

An den sozialen Verhältnissen etwas zu ändern unmittelbar ist oft schwierig und oft langwierig, aber in diesem Aufgabenfeld, in dem man ist, etwas zu verändern das ist schon möglich. Und das ist meine Erfahrung, dass je früher wir Kinder und Jugendliche erreichen, die sonst nicht das Privileg hätten, mit der Kunst in Berührung zu kommen, umso besser.

#### **Erzählerin:**

Die Kinder schauen sich die Bilder dann nicht nur an, sie können auch selbst aktiv werden.

#### **16 O-Ton Yilmaz Dziwieor:**

Wir hatten eine Ausstellung mit einer türkischen Künstlerin, Nil Yalter, da hatten wir ein Projekt mit Schulklassen in Kalk und in Porz, also eher Bereiche in Köln, wo sozial Schwächere wohnen, es waren meistens Kinder mit sogenanntem Migrationshintergrund, die zum ersten Mal im Museum waren, und das war sehr toll, zu sehen, wie sie in diesen Workshops auf diese Kunst der türkischen Künstlerin reagiert haben, sie haben Videofilme gemacht, sie haben Zeichnungen angefertigt in diesen Workshops, ein Stichwort ist ja auch immer wieder Selbstermächtigung.

**Erzählerin:**

So nutzt der Museumsdirektor Yilmaz Dziwieor, der einst in Armut aufwuchs und von Kunst nichts wusste, die beiden Welten, die ihn selbst ausmachen. Marion Sollbach ist schon seit langem SPD-Mitglied. War aber auf Grund ihrer beruflichen Belastung nie wirklich aktiv. Doch nun musste die Firma, in der sie zuletzt arbeitete, Insolvenz anmelden. Die vielbeschäftigte Managerin hat plötzlich alle Zeit der Welt. Und muss auch nicht um jeden Preis sofort eine neue Stelle finden. Denn das Arbeiterkind in ihr hat dafür gesorgt, dass die Aufsteigerin in ihr nicht leichtsinnig wird...

**17 O-Ton Marion Sollbach:**

Ich habe dem Braten nie richtig getraut. Ich habe beispielsweise meinen Lebensstandard nie meinem Einkommen angepasst, ich führe über jede Ausgabe Buch. Was dazu geführt hat, dass ich jetzt zum Glück in ´ner Situation bin, genügend finanzielles Polster mir angespart zu haben, dass mich eben auch die jetzige Arbeitslosigkeit nicht aus dem Konzept bringt. Also ich habe im Endeffekt sozusagen ganz unterbewusst das Arbeiterkind nie abgelegt.

**Erzählerin:**

Und so will sie nun etwas in Angriff nehmen, wofür sie bisher keine Zeit hatte: Als Sozialdemokratin aktiv werden, sich in der Partei engagieren. Und das „Sozial“ im Parteinamen dabei besonders ernst nehmen.

Wenn man aus einer armen Familie kommt, ist es schwierig, diese Herkunft anhaltend erfolgreich zu verleugnen. Ich habe es nie versucht, aber ich habe auch lange Zeit nicht darüber gesprochen. Es ist einfach schwierig. Als ich zum Beispiel schon in Deutschland lebte, konnten meine Eltern und meine Schwester aus der Substandardwohnung, in der ich aufgewachsen war, in eine geräumige Neubauwohnung in einer neuen Hochhaussiedlung umziehen. - Substandardwohnung nennt man in Österreich Wohnungen, die nicht einmal geringsten Ansprüchen genügen, weil sie etwa ohne eigene Toilette sind oder kein fließendes Wasser haben. - In der neuen Wohnung gab es ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, ein Kinderzimmer, ein Badezimmer, eine Küche – und auch noch einen Balkon. „Luxus pur“, wie mein Vater sagte. Die Wohnung lag auf der 21. Etage, und vom Balkon aus konnte man direkt hinüber zu den Bergen schauen. Ich erzählte begeistert einer Freundin davon. Doch die verstand meinen Enthusiasmus nicht: „Deine Eltern wohnen jetzt in einer Hochhaussiedlung?! Das muss ja schrecklich sein!“ Ich konnte ihre Reaktion sogar verstehen.

Doch im Laufe der Jahre freundete ich mich mit dem Viertel an. Die Wohnungen sind größer und schöner, als jede, in der ich selbst je gewohnt habe, und die Nachbarn freundlich. Zumindest die meisten. Ich weiß, es gibt auch schlimme, menschenfeindliche Hochhaussiedlungen. Aber es gibt auch enge, menschenfeindliche Wohnungen in sehr viel niedrigeren Häusern. Das weiß ich nur zu gut aus eigener Erfahrung, denn ich habe während des Studiums in Wien eine Zeitlang in einer solchen gelebt. Seither hat sich meine Wohnsituation von Umzug zu Umzug verbessert, aber eine Eigentumswohnung werde ich wohl nie besitzen. Im Gegensatz zu vielen meiner Freundinnen.



Eine von ihnen sagte einmal zu mir: Du lebst in zwei Welten. Erst dachte ich, ja, stimmt. Und das ist längst nicht alles: Ich lebe nämlich nicht nur im Draußen in zwei verschiedenen Welten. Auch in mir drin gibt es zwei verschiedene Welten. Da ist die Autorin, die für den Hörfunk arbeitet und Bücher schreibt. Die sich, wenn sie beruflich unterwegs ist, so kleidet, dass sie sich halbwegs präsentabel fühlt. Die gerne in Cafés sitzt und den Spiegel liest, oder die Zeit. Die gerne in die Philharmonie geht und in Museen. Die mit ihren Freundinnen über Politik, die neueste Inszenierung im Schauspielhaus und das Buch redet, das sie gerade liest. Und dann ist da das Mädchen aus dem Arbeiterbezirk.

Das gerne Fernsehserien sieht. Das zuhause einen Trainingsanzug trägt und dicke Socken und mit zunehmendem Alter immer öfter Dialekt spricht. Beide, das Proll-Mädchen und die Intellektuelle sind immer da, es gibt keine Situation, in der eine von beiden gänzlich fehlt. Die Intellektuelle schreibt gerne Sendungen, in denen es um soziale Themen geht. Das Proll-Mädchen stellt ihr die Erfahrung dafür zu Verfügung. Dass ich diese verschiedenen Aspekte in mir so entspannt leben kann (zumindest meistens), liegt auch daran, dass ich Freiberuflerin bin, keinen Chef habe, und nicht in einem Büro sitze, in dem die Kolleginnen meine Kleidung taxieren. Marion Sollbach hat diese Möglichkeit nicht. Bei ihr liegen Beruf und Privat sehr viel weiter auseinander. Im Beruf muss sie sich als erfolgreiche Managerin beweisen. Nur in ihrem Privatleben kann sie ganz sie Selbst sein. Auf die Frage, welche Art Menschen zu ihrem Freundeskreis gehören, antwortet sie mit einem Lächeln:

**18 O-Ton:**

Marion Sollbach

Ich würde sagen, neunzig Prozent meiner Freundinnen und Freunde haben einen ähnlichen Hintergrund wie ich. Kommen sozusagen aus ´nem eher Arbeitermilieu, haben sich aber hochgearbeitet. Ich habe eigentlich so gut wie gar niemanden der aus ´nem klassischen bürgerlichen Milieu kommt. Ne.